

JULIAN LEE

Julian Lee (geb. 1972 in Liverpool, England) beschäftigt sich mit der Beziehung zwischen Mensch und Natur und ihrer Koexistenz im städtischen Dschungel. Keine Menschen sind zu sehen, nur ihre Spuren. Autobahn- und Fußgängerbrücken, die in einer merkwürdigen Geometrie die Bilder überspannen und die vereinzelt Stadt-Bäume und Buschgruppen noch in den Hintergrund drängen. Immer wieder lässt Lee bunte Graffiti an Häuserwänden und Brückenpfeilern die glatten Oberflächen aufbrechen. In seinen jüngsten Arbeiten von 2007 gewinnt die Natur mehr und mehr Oberhand. Aber es ist immer noch Stadt-Natur, gezähmt und in Form gebracht. Es gibt keine Horizonte, sondern Mauern, Hecken, Zäune und eingefasste Beete, die sich um die Anlagen schließen.

Die typisch deutschen Vorort-Kleingärten geben deutlich ihre Rückzugsfunktion preis. Die Farben folgen den Jahreszeiten. Detailreich und differenziert führt Lee die verschiedenen Blumen, Bäume und Gräser aus, fast schon liebevoll. Nicht nur in seinen Bildertiteln („Paradiesgärtlein“, Garten in Delft“) bezieht er sich auf den Garten als jahrhunderte altes Motiv in der Kunstgeschichte.

Gärten und die Sicht auf Natur, der Umgang mit ihr, dienen seit jeher als Spiegel der Seele und der Gesellschaft.

In Lees Bildern sieht man die Freude der Gartenbesitzer an der Idylle und gleichzeitig den mühsamen Versuch, sich im urbanen Raum so was wie Natur zu erhalten. Dabei wird jedoch eine ganz neue Mutation kreiert, die sich selber ihren Weg bahnt. Lee gibt diesem Eigenleben einen Ausdruck. Farbe wird gesprüht, gespritzt, geworfen. Wo die Graffiti vorher nur beobachtet wurden, wachsen sie jetzt in das abgegrenzte Refugium hinein, die menschlichen Spuren und die Pflanzen wuchern unkontrolliert ineinander. Die Graffiti sind Teil der Landschaft und Teil des Malvorgangs. Und selbst seine Farben wählt er so, dass sie die mutierte Natur unterstreichen, sie sind kaum natürlich, sondern erglühen in ähnlichen Neontönen wie die gesprühten Zeichen. Die Gewächse, der Himmel und die kleinen Holzhütten nehmen sie förmlich in sich auf, und die Konzentration auf den beschränkten Raum scheint ihnen kaum noch zu genügen.

Ann Wente 2007